Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Hundertneunundzwanzigstes Bändchen.

F. H. Jacobi und Krummacher.

Meyer's
Groschen-Bibliothek
der
Deutschen Classiker
für alle Stände.

(„Bildung macht frei!")

Hundertneunundzwanzigstes Bändchen.

Geist
aus den philosophischen Werken
F. H. Jacobi's.

Anhang:
Parabeln von Krummacher.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New York: Herrmann J. Meyer.

Biographie des Verfassers.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Geboren 1743. Gestorben 1819.

In dem Kranze ausgezeichneter Individualitäten, der sich um die Grenzscheide des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts zieht, glänzt F. H. Jacobi in edler Blüthe des Geistes. Nicht anders als zeitgemäß kann die Erinnerung an ihn erscheinen; denn wohl jetzt erst möchten wir ihn gebührend zu würdigen im Stande seyn. —

Fr. H. Jacobi, der zweite Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Düsseldorf, ist geboren den 25. Januar 1743. Von seinem Vater für die Handlung bestimmt, kam er im 16ten Jahre als

Lehrling in ein Handlungshaus nach Frankfurt am Main. Aber der Mechanismus seines Berufs — der sich im Hause seines Prinzipals in der widerlichsten Form äußerte — ekelte ihn dergestalt an, daß er seinen Vater bat, ihn nach Genf zu einem Freunde zu thun, der hohe wissenschaftliche Bildung mit einem glänzenden Namen als Geschäftsmann vereinigte.

In Genf wurde dem wißbegierigen Jüngling der berühmte Le Sage erst Lehrer, dann zugleich väterlicher Führer und Freund. Im Zutritt zu den ersten Häusern dieser lebensreichen Handelsstadt lernte er Anstand und feine Weltsitte. Zugleich bildete er durch Schwimmen, Reiten und andere Uebungen die Schönheit der Gestalt zur kraftvollen Anmuth aus.

Zwanzig Jahre alt, reich an Bildung des Geistes und des Körpers, kehrte Jacobi in seine Vaterstadt zurück. Zwei Jahre später vermählte er sich, nachdem er Haus und Handlung übernommen, mit Betty von Clermont aus Vaels bei Aachen, einer mit allen Gaben der Natur und Erziehung geschmückten Braut. Von der „Herrlichen Niederländerin", wie sie Göthe nennt, gesteht Jacobi (in einem Briefe an Hamann), daß er nie erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens und Größe der Seele, an Liebe, Treue und himmlischem Wohlthun gleich war. Jacobi's Glück wurde durch die glänzendste öffentliche Anerkennung seiner Verdienste erhöht. Der kenntnißreiche

Kaufmann ward in den Rath des Fürsten gezogen — zum Mitglied seiner Hofkammer, später zum Geheimen Rathe ernannt. Er gab seine Handlung auf und lebte von dieser Zeit seinem Berufe, den Wissenschaften und der Pflege der anziehendsten Bekanntschaften mit sämmtlichen, damals lebenden ausgezeichneten Geistern seines Vaterlandes. Sein Haus galt bald als das beste Düsseldorf's. Behaglichkeit und Anmuth und jede Tugend, die im Bunde mit seiner Bildung ist, waren hier einheimisch. Ein anmuthiger Landsitz im nahen Pempelfort war in der schönern Jahreszeit Jacobi's Lieblingsaufenthalt. Da zogen sich um eine heitere, freundliche Wohnung blühende Gärten, wo grünende Plätze, mit Orangen- und Myrthenbäumen besetzt, schattige Ulmen, exotische Gewächse, rieselndes Wasser, Blumen und Gesträuche in lieblicher Mannichfaltigkeit wechselten.

Und hier dachte, hier schrieb Jacobi, zum Theil unter Bäumen, die er pflegte, seinen Allwill, seinen Woldemar; hier, in diesem heitern Aufenthalt, wo etwas Freies und Seliges waltete, hier entfaltete sich gar bald der Charakter des gebildetsten Familienvereins vor den Augen des Gastes, und er konnte, wie Göthe sagt, gar bald bemerken, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Denn welcher Hervorragende unter den Gelehrten und Künstlern der damaligen Zeit hätte nicht mit Fritz Jacobi in Verbindung

gestanden? Welcher, wenn ihm zu reisen vergönnt war, nicht irgend einmal die Süßigkeit der Pempelforter Gastfreundschaft geschmeckt? Und wie viele emporstrebende Jünglinge richteten damals so gern ihre Blicke nach Düsseldorf und Pempelfort und freuten sich des lebendigen, anziehenden, reichen Bildes, das ihr Umgang mit den berühmtesten Universitätsgelehrten ihnen nicht gewähren konnte. Denn wie jede bedeutende Erscheinung der Literatur in diesem Zirkel sogleich beobachtet, vielseitig und heiter besprochen, beurtheilt wurde, so trugen auch Jacobi's Schriften ganz den Charakter einer edeln, geistreichen Konversation. Und eben das gab ihnen ihren eigenthümlichen Werth, ihre weit sich verbreitende Wirkung, daß ihr Verfasser, außerhalb der Betreibung der Wissenschaften stehend, aus innerem Bedürfniß und im Tone lebendiger Unterhaltung schrieb. Dazu redete er fast immer mit Affekt; denn auch in seiner Seele brannte jenes dämonische Feuer, welches in der damaligen Periode die Edelsten ergriff. Bei ihm sprach es sich aus in eigenthümlicher Richtung gegen das Uebersinnliche. Ja, von seiner zartesten Jugend an und schon in seiner Kindheit, war es ihm ein Anliegen, sich über seine Fortdauer nach dem Tode Ueberzeugung zu schaffen. — Ich ging noch im polnischen Rocke — erzählt Jacobi in den Briefen über die Lehre des Spinoza — da ich schon anfing, mich über Dinge in der andern Welt zu ängstigen. Und in einem Briefe an Hamann

findet sich über Jacobi's anziehende Persönlichkeit folgendes Selbstbekenntniß:

„Weil ich fast immer mit Affekt handle und rede, so handle und rede ich darum nicht immer aus Affekt. Die Menge tiefer Leiden hat mein Inneres zu einer eigenen Art von Unterthänigkeit zerknirscht. Nicht daß ich mir Gefühle geben und nehmen, sie nach eigener Willkür schwächen oder verstärken könnte, sondern mir ist nur eine Fähigkeit und Fertigkeit geworden, gewissermaßen keine Notiz von ihnen zu nehmen, und ihnen zuzusehen, als wenn sie nicht zu ihnen gehören. Was für sonderbare Kontraste dieses erworbene Phlegma (wovon auch schon der Keim in einem angebornen Tiefsinn lag), mit einem Feuer, wovon ich noch nicht das Mindeste verloren habe, machen muß, und ihr gegenseitiges Spiel mit einander, können Sie ungefähr sich vorstellen. Mit lauten, brausenden, unruhigen Menschen — mit auffahrenden (es sey in Begierde oder Abscheu, Liebe oder Haß) kann ich ohne Ueberwindung nicht umgehen. Verschlossene Menschen kann ich nicht lieben, weil ich selbst im höchsten Grade offenherzig bin. Unter allen Affekten bin ich zur Rachsucht am wenigsten, und zum Unwillen am meisten geneigt. Aber geneigt ist nicht das rechte Wort, sondern Unwille und Ekel ist das, was ich am stärksten, und Rachsucht, was ich am schwächsten empfinde. Uebrigens bin ich durchaus so beschaffen, daß ich von dem Schönen und Guten weit mehr, als von dem Häß-

lichsten und Bösen gerührt werde, folglich auch jenes mehr suche, als diesem aus dem Wege gehe".

Je frühzeitiger und mächtiger sich in Jacobi der Trieb zur metaphysisch-religiösen Betrachtung entwickelte, je heißer sein hoher Geist in dem Streben erglühte, Poesie, Glauben und Philosophie mit einander zu vereinigen, in demselben Grade schied er sich ab von den Lehren der philosophirenden Vernunft, von deren Systemen er behauptete, daß sie, strenge durchgeführt, alle in Unsinn oder Fanatismus sich verlören. Durch seine „Briefe über Spinocismus" (Breslau 1784), sein Werk wider Mendelssohns, seines entschiedensten Gegners, Beschuldigungen in Betreff dieser Briefe, durch die Schrift „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus" (Breslau 1787), durch sein berühmtes „Sendschreiben an Fichte" (Hamburg 1799), Schriften, mit denen er mit tiefstem philosophischen Scharfsinn alle Mängel der damaligen Systeme der Vernunftphilosophie aufdeckte, machte Jacobi das ungeheuerste Aufsehen, erwarb er den Ruf des größten damaligen Denkers. Tiefe und Klarheit der Reflexion im Gewande der üppigsten, kräftigsten Darstellung, die seine Werke füllenden trefflichen Schilderungen der Natur und des menschlichen Herzens, die Lebendigkeit und Innigkeit des Gefühls und die Fähigkeit, sich über die abstraktesten Dinge und Begriffe mit unnachahmlicher Anmuth, Klarheit, Sicherheit und be-

wunderter Kühnheit auszudrücken, verschafften ihm den Namen des deutschen Plato.

Trotz aller dieser Trefflichkeiten ward nicht leicht ein Schriftsteller von seinen Zeitgenossen so verschieden beurtheilt, als eben Jacobi. — Seine Gegner nannten ihn gewöhnlich den Halbphilosophen, dessen Unklarheit sich nur in dem Tone der Ueberspannung äußern könne, einen Mann, der mit der Philosophie wie mit dem Glauben zerfallen, in der Vermengung beider, beide zu vernichten strebe. Natürlich, daß bei Jacobi's ganz eigenthümlicher Denkart, die ihn von allen philosophischen Schulen, so zu sagen, ausstieß, und ihn, isolirt, allen damals herrschenden Systemen als Gegner gegenüber stellte, selbst die ersten Denker der Nation manchmal dem blinden Haß die Zügel schießen und ein schielendes und ungerechtes Urtheil gegen den Mann verlauten ließen, der mit kritischem Geiste alle Gebrechen und Schwächen der damaligen Denkweise ergründete, und sie mit seiner furchtbaren Polemik, mit der hinreißendsten Beredsamkeit des Unwillens und des Abscheus über den Haufen warf. Aus diesem Verhältniß sind die Aeußerungen seiner Hauptgegner, Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling, über ihn zu beurtheilen, und vorzüglich führte er mit Letzterem einen langen und höchst erbitterten Kampf zu dem Jacobi's Werk: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ – die besondere Veranlassung ward.

Nicht zu leugnen ist, daß Jacobi's Denkweise mit den zunehmenden Jahren immer härter wurde, daß sich seine Ueberzeugungen allmählig in wichtigen Dingen änderten und ihn dem Angriffe seiner Gegner zugänglicher machten. — Der langjährige Kampf hatte ihm die Unhaltbarkeit so mancher seiner Lieblingstheorien bewiesen, — hatte so manche Zweifel in seiner Seele geweckt, über Dinge, wegen deren er Zweifel früher nie empfunden hatte, und seine ursprüngliche Neigung für die religiöse Ansicht führte ihn immer mehr dem Gebiete des unbedingten Glaubens zu, und am Abende seines Lebens suchte er bloß in der absoluten Hingebung in die Gnade Gottes, in den Lehren der geoffenbarten Christusreligion Beruhigung und Trost. — Und kaum, daß dieser edelste Wahrheitsforscher am Rande des Grabes noch so viel fand, um sich nicht selbst zu verlieren! Rührend, erschütternd sind seine Geständnisse, bewahrt in den Briefen an seines Herzens Vertrauteste. —

Jacobi — er starb als sechs und siebenzigjähriger Greis am 10. März 1819 — gehört für alle Zeiten unter die hervorragendsten Denker unseres Volks, zu den edelsten Menschen, die jemals gelebt haben. Seine Schriften sind eine Fundgrube der herrlichsten Schätze, die er aus dem innersten Leben zu Tage gefördert. Sie sind ewiger Gewinn für die Menschheit in ihrer höchsten, heiligsten Beziehung.

Gesammelt erschienen die Werke Jacobi's bei Gerhard Fleischer in Leipzig in 6 Oktavbänden. Sein Briefwechsel, der Schlüssel zu dem größern Theil seiner Schriften, ist von Friedrich Roth, 1825, in 2 Bänden, in demselben Verlage herausgegeben worden.

Fragmente.

Philosophie ist ein inwendiges Leben. — Ein philosophisches Leben ist ein gesammeltes Leben Durch wahre Philosophie wird die Seele still zuletzt andächtig.

* *
*

Philosophiren ist ein Bemühen, aufwärts zu fahren den Strom des Daseyns und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

* *
*

Aus Nachsinnen entsteht Philosophie, die ein Rückweg der Ueberlegung ist bis zum Anfange. Wer sich jedes Rückschrittes im Nachsinnen bis zum Anfange bewußt ist und nun wieder

dahin zurück geht, wo er sich zuerst gestellt hatte, hat eine Philosophie erfunden.

* * *

Weil der Mensch in Widerspruch mit sich selbst geräth, darum philosophirt er. Er verliert auf unzählige Weise den Zusammenhang seiner Wahrheiten, d. h. sie gerathen ihm mit einander in Widerspruch, vertilgen sich gegenseitig. Hier tritt das Gesetz des Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit ist nicht die Stärke der andern, sie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit ist Klarheit. — Was nun im höheren und höchsten Grade positiv sey, darüber ist der Streit. Dem einen Menschen erscheint Das positiver, dem andern Jenes. Ja, in demselben Menschen kann heute Dies positiver seyn, morgen ein Anderes. — Geschieht dies häufig, so geräth der ganze Verstand des Menschen in Verwirrung; er findet nirgends, woran er sich standhaft halten könne.

* * *

Es ist ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig, wie man vom Thiere sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche, bloß zufolge eines Triebes. Der Mensch sucht Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, her-

nach, weil er seinen besten Empfindungen und Wünschen einen Grund sucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

Was heißt: Man soll die Wahrheit nur um ihrer selbst willen suchen und ihr Alles aufopfern? Ist es ein Gebot des Instinkts, oder sehe ich etwas, wonach ich strebe? — Die Absicht der Philosophie, sagt man, ist bloß Selbstverständigung. So erscheint es in der Reflexion. Ihr Ursprung aber ist, daß uns ein Widerspruch entsteht, daß wir doppelt sehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wollen; wir sehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen ursprünglichen bloßen Vorwitz gibt es nicht, wohl aber ein ursprüngliches Interesse. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir sie nicht ganz besaßen.

* * *

Von Denen, welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, bloß um der Wahrheit willen, suchen die Mehrsten nur ein System; und wenn sie nur irgend eins gefunden haben, so sind sie zufrieden.

* * *

Wie auffallend ist es nicht geworden, daß philosophischer Dogmatismus und Parteigeist nicht weniger hitzig, ansteckend, polternd und brausend sey, als der priesterliche! Wie auffallend, daß jener Fanatismus noch ungerechter, tückischer und grausamer — sein Aberglaube noch blinder und hartnäckiger mache, als dieser!

* * *

Im Reiche der Wahrheit wird durch Krieg selten viel gewonnen; treuer Fleiß eines Jeden in dem Seinigen, und freiwilliger, ehrlicher Tausch wäre auch hier das Förderlichste, Beste. Wozu der böse Eifer gegen Mangel und Erkenntniß? — Anstatt ihn bloß zu stellen und mit Hohn zu strafen, diesen Mangel, der dich ärgert, hilf ihm ab durch Gabe! Durch Gabe wirst du dich als Den, der mehr hat, zeigen, und dem Mangelnden beweisen. Wahrheit ist Klarheit und bezieht sich überall auf Wirklichkeit, auf Fakta. Wie es unmöglich ist, daß einem Blinden, so lange er blind ist, durch irgend eine Kunst Gegenstände sichtbar werden, so ist es ebenfalls unmöglich, daß ein Sehender beim Lichte sie nicht wahrnehme und von selbst unterscheide. Aber wir fordern vom Irrthume, als wenn er die Wahrheit wäre, daß er sich selbst sehe, sich selbst erkenne; und wir fürchten uns, als ob er auch stark wäre wie die Wahrheit. Kann wohl Finsterniß in das Licht dringen und ihm seine Strah-

len löschen? In die Finsterniß hingegen dringt das Licht und macht sie offenbar, indem es sie zum Theil erleuchtet. Und wie allein durch die Sonne Tag wird, so wird auch allein durch die Sonne Nacht.

* * *

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andere Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? . . . Zuverlässig ist dies Eine: daß der Mensch — überhaupt nur in Dem, was er für wahr hält, leben und mit Dem, was ihm gerecht scheint, sich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger, als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas außer ihm, äußerliche Zerstörung; Jenes will ihn in ihm selbst im Innersten des Lebens tödten.

Dies mag Jeder, der auf die Meinungen seiner Zeitgenossen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerst diese Meinungen ganz verstehen welches sehr schwer ist. Hernach fasse er den Muth, der Meinung, mit welcher er sich befassen will, wie gefährlich sie ihm auch scheinen möge, in Allem, was sie Gegründetes hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir müssen Denen, bei welchen wir uns, um sie zurecht zu weisen, Gehör verschaffen wollen, vor allen Dingen

erst beweisen, daß wir uns ganz in sie hineinzudenken und zu fühlen wissen. Können wir dieses nicht, vernachlässigen wir es, so erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen das Uebel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir sie in ihren Meinungen und Anliegen nicht allein vollkommen verstehen, sondern noch mehr als sie selbst dafür zu sagen wissen. Sie werden alsdann geneigt, sich mit uns noch weiter eines Besseren zu besinnen; und das ist genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einsicht aufzugeben, darf und soll man keinem Menschen zumuthen; wohl aber, daß er sich die Mühe nehme, seine Einsichten noch mehr zu erweitern, seine Begriffe vollständiger und überall zusammenhängend zu machen.

* *
*

Sittlichkeit und Religion stehen und fallen mit keinem philosophischen System, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorstellungsarten und herrschende Systeme — überall weniger Ursache als Wirkung des Geistes der Zeit, den sie jedesmal nur offenbaren, darstellen, freilich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiste der Wahrheit, den sie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieses Geistes merken und nicht hadern. Besse-

rer Rath, sagt ein altes deutsches Sprüchwort, kommt über Nacht!

* *
*

Es ist eitel Prahlerei und Heuchelei mit Unverstand, wenn Jemand versichert, in Absicht aller Meinungen, diejenigen, welche intolerant machten, allein ausgenommen, tolerant zu seyn. Denn ein Solcher sagt damit entweder: Er sey vollkommen gleichgültig gegen alle Wahrheit und finde nur die Meinung von dem hohen Werthe derselben und dem Vorzuge einer Ueberzeugung vor der andern unerträglich; oder er redet Unsinn. Was nicht widersteht, besteht auch nicht: jedes Widerstehen aber ist zugleich ein Angreifen. Was widerstehend besteht, schließet aus. Ausschließend ist jedes Leben, jedes individuelle Daseyn, jedes Eigenthum; und für alles dieses darf und soll man wider den Angreifenden feindlich streiten, weil es seiner Natur nach nur ausschließend und kriegerisch besessen werden kann. Mit Recht aber behaupten wir eifriger und nachdrücklicher als Gut und Blut eine innere Ueberzeugung, die wir nicht aufgeben können, ohne unsere Vernunft, unser persönliches Daseyn mit aufzugeben. denn wir Alle nennen Vernunft, was uns in uns selbst gewiß macht, was mit höchster Gewal in uns bejaht und verneint. Ohne Gewißheit keine Vernunft, ohne Vernunft keine Gewiß-

heit. Wer, dies erkennend, jedem seiner Mitmenschen, wie sich selbst — die Befugniß der Intoleranz zugesteht — der allein ist wahrhaft tolerant, und auf eine andere Weise soll es Niemand seyn; denn eine wirkliche Gleichgültigkeit in Absicht aller Meinungen, da sie nur aus einem durchgängigen Unglauben entspringen kann, ist die schrecklichste Entartung menschlicher Natur. In voller fester Zuversicht allein gedeihen edle Bestrebungen, erheben sich Herz und Geist. Wer jene überall verlor, dem kann nichts mehr wichtig und ehrwürdig scheinen; seine Seele hat die edle Härtung, die Kräftigung des Ernstes verloren. Ein nichtiges Gespenst. — Mir schaudert. — Siehe! Es geht umher und lacht — und lacht!

* *
*

Setzen wir den Fall, ein Zergliederer untersuchte, nach Sömmering, den Neger, und gäbe von Dem, was er gefunden, eine solche Rechenschaft, die zwar ganz quer und leer, aber so beschaffen wäre, daß es am Ende hieße, der Neger wäre dem Europäer nicht ungleich, sondern im Ganzen wohl noch über ihm, und nun kämen die Vorsteher der göttlichen Vernunft des Menschen und priesen die Weisheit, die Frömmigkeit, das philosophische und moralische Verdienst dieser Operation, mit Seitenblicken auf Sömmering's böses Gemüth und unbesonnenen Kunsteifer, und

wie man ihn aus Gewissenhaftigkeit herunter setzen und nach höheren Gründen des Rechts ihm ja nicht Recht lassen müsse — würden wir nicht Alle lachen und uns ärgern? — Und wir lachen und ärgern uns nicht, wenn gerade dasselbe in Absicht anderer wichtiger Gegenstände der menschlichen Erkenntniß, ja der wichtigsten von allen, geschieht; sehen mit Gelassenheit, wohl gar mit Beifall, Fakta, Geschichte, die bündigsten Schlußfolgen und einleuchtendsten Resultate unter die Füße treten, nach einem gewissen Wahn des Nützlichen, und kraft einer mehr als päpstlichen Untrüglichkeit, deren Despotismus und frommer Eifer sich bis zur Seelsorge eines Groß-Inquisitors erhebt. Wollte Gott, ich könnte meinen Unwillen gegen diese sinnlose thörichte Phantasterei, diese schnöde Selbstvergötterung auch in andern Männern, vornehmlich in solchen bis zur Thätigkeit erregen, die an der rechten Stelle sich befinden, mit Nachdruck dagegen zu wirken, und vor den Augen der Welt einer Weisheit, die aller Erkenntniß und jedem Gebrauch der Vernunft den Weg weisen will, die große Narrenkappe aufzusetzen. Denn kann etwas Verkehrteres, und das mehr empörte, wohl gedacht werden, als eine menschliche Weisheit, die über die Wahrheit selber herrschen, was, wie und wann sie gelten darf, entscheiden will?

* * *

Das Geschrei dieser Männer zum Lobe und zum Schutze der Vernunft mag zum Theil ganz unschuldig seyn. Sie glauben in der That, daß ihre Meinung die Vernunft, und die Vernunft ihre Meinung sey. Schwärmer soll man sie darum nicht nennen, da Schwärmerei nur übertriebener Enthusiasmus ist; dieser aber einen wahren Gegenstand voraussetzt. Der Begeisterte für einen nicht wahren Gegenstand, für ein Unwesen, heißt nicht Schwärmer, sondern Phantast. Und das ist der eigentliche Name für dies Geschlecht; sie sind Phantasten. Geschieht es aber, daß der Eifer für ein Hirngespinnst bis zur Predigt seiner Wahrheit und seiner Wunder, ja seiner allein seligmachenden Religion, den Eiferer entflammt, dann heißt seine Gabe Fanatismus.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Hätten diese Männer Einsicht in das Wesen der Vernunft, wie könnten sie jene Aengstlichkeiten des Aberglaubens fühlen, die nächst der Eitelkeit und Selbstsucht die unmittelbaren Ursachen der Intoleranz und der Verfolgung sind? Hätten sie die Liebe der Vernunft, wie könnten sie in ihre engen Tempel sich vermauern, ihrer Hohenpriesterschaft sie unterwerfen wollen? Aber sie ist ihnen nur das Bild des Götzen, dem sie opfern; in jeder andern Gestalt ein Greuel, und sie selbst schlagen sie an's Kreuz.

Die Ursache dieses schrecklichen Irrsals ist, daß sie eine Wahrheit, die ihnen subjektiv nur vor-

schwebt, für eine objektiv erkannte, ja für die einzige halten und mit der Vernunft sogar verwechseln; oder wie ich eben sagte und gern wiederhole: daß sie ihre Meinung für die Vernunft, und die Vernunft für ihre Meinung halten. Wahrlich, sie sind die Leute, die die Vernunft am Glauben prüfen, darnach allein sie zu- oder absprechen, außerdem von ihr nichts wissen und sich nicht bekümmern weder um ihr Wesen, noch um ihren Willen. Da erhebt sich dann mittelst einer solchen hypostasirten Wahrheit das angenommene oder eigene System über alle Gerechtigkeit, und der Eigendünkel spricht Orakel aus, die Alles meistern und von nichts gemeistert werden dürfen; die den Geist in Fesseln schlagen und das Gewissen irre leiten und verführen.

* * *

Wir aber, die eure Meinungen nicht für untrügliche Göttersprüche, und was jene Meinungen euch eingibt, keineswegs für die Vernunft halten, sehen bei dem Fortgange eurer Unternehmungen die größesten Gefahren und möchten lieber selbst dem Stuhle zu Rom, als dem schrecklichen, unter dem Namen der Vernunft gepredigten Dienste eurer Eitelkeit uns unterworfen sehen. Keine Meinung ist gefährlich, sobald ein Jeder die seinige frei sagen darf. Eine jede aber

ist es, wenn sie die einzige seyn will, und zu einem gewissen Grade der Herrschaft wirklich gelangt. Denn es ist die Natur der Meinung, zu urtheilen, sie würde die einzige seyn, wenn es den Menschen nicht an Vernunft mangelte, folglich sie mit der Vernunft zu verwechseln. Oder habt ihr je einen Eiferer gekannt, der geglaubt hätte, nur für eine Meinung, nicht für ihre Wahrheit und ihre offenbarste Erscheinung zu eifern? Alle berufen sich auf Gründe, Beweise, Evidenz, folglich auf Vernunft.

Wir wünschen daher, um eurer selbst willen, daß ihr in euch gehen und nicht mehr die Vernunft für ein Ding halten möchtet, welches daran erkannt werde, daß es den Menschen eure Meinung beibringe, dessen eigentliches Wesen aber darin bestehe, Alles aus den Fingern zu saugen, oder nur so Gesogenes aufzunehmen. Denn es ist unmöglich, daß diese Vorstellungsart die Zergliederung aushält und auf die Dauer ihren Ruhm behaupte.

* *
*

Dir fehlt Innigkeit, ein tieferes Bewußtseyn des ganzen Menschen — ein aus diesem tieferen Bewußtseyn hervorgehendes eigenes Vermögen: sich selbst näh'render, stärkender, in sich gedeihender Sinn und Geist! Dir fehlt jene stille Sammlung, die ich — verzeih'! — Andacht nennen muß; jenes feierliche Schwei-

gen der Seele vor sich selbst und der Natur; das feste Anfangen an Schönes und Gutes, welches tief lebendig macht und dadurch unabhängig groß. Es fehlt dir — ein nie verstummendes, eine zweite bessere Seele allmählig bildendes Echo in dem Mittelpunkte deines Wesens.

* * *

Wie dumpfen Sinnes, wie erstorben muß Der seyn, der seine Neigungen sich aus lauter Moral bilden, der mit lauter Moral sie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmal besser ist mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Busen nährt und Liebe.

* * *

Nicht der feurige Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern der starke Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken weiß, die Fertigkeit im Entsagen, die Obermacht des Gedankens über sinnliche Triebe macht den Menschen achtungswürdig.

* * *

Nur die Gedanken, die der tiefste Ernst hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine heitere Form an. Sie machen den Menschen fröhlich. Dies ist das Geheimniß der sokratischen

Ironie. Darum ist auch der Sinn für wahrhaft kratische Ironie so selten.

* *
*

Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenschaften an dem Menschen zerren, kann er nur abgebrochen kleine Dinge thun. Selbst wo starke Leidenschaft große Dinge bewirkt, ist eine Art von Stille in der Seele. Alles ist auf dieses Eine gerichtet, und die Seele ruht auf diesem Punkte.

* *
*

„Heitern Sinn und immer frohen Muth, wenn der Mensch sich dieses geben kann, so gibt er sich das Höchste". — Ja, in Freude erscheint die Wahrheit, in Freude erscheint das Leben. Ihre Bedeutung, ernst und groß, verborgen mit ihr im Triebe, der sich und seinen Gegenstand zuerst nicht kennt, erschallt durch sie als ein lebendiges Wort in unserer Brust, durchdringt jede selbstthätige, sich selbst ausführende und fortbildende Natur: Ein εὕρηκα, dessen Zeugniß ist: So wahr ich lebe, so wahr ich bin!

* *
*

Lehre den Unbegeisterten in Raphaels Gemälden ihre Bedeutung, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, seine Seele, den Geist des Schöpfers, seine Macht und seine Liebe entdecken und

ergreifen. Lehre ihn, wie edle Seelen sich finden, sich unbedingt vertrauen .... Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit. Der Same dieser Begeisterung ist in allen Herzen. Wo er unter Menschen nicht mehr aufginge, ganz erstürbe, würde Alles wüst werden, lauter Tod seyn.

* * *

Kann wohl irgend eine Erkenntniß, Tugend oder Schönheit, gestaltlos zu uns kommen, sich uns ohne Offenbarendes offenbaren? — Und das Unmögliche gesetzt: wir empfingen ihren Begriff, würden wir ihn allein, abgesondert von aller Gestalt - diesen anschauungslosen, nichts darstellenden Begriff, in uns ausstellen und bewahren können — würde er in uns etwas seyn, das uns lebendig machte und mit Lebendigem vereinigte?

Aber diese Betrachtungen liegen wohl nicht nahe genug. Ich frage, um näher zu treten und eindringlicher zu werden: Wer besaß je einen Freund und mochte sagen, er liebe nur seinen Begriff, nicht den Mann mit Namen; der Mann mit Namen sey die Sache nicht; er schade ihr vielmehr durch seine Mängel? — Fände sich Jemand dieser Art, so müßte er seinen Freund, je wahrhafter und uneigennütziger er ihn liebte, mit desto größerer Gleichgültigkeit in's Grab legen sehen. Er

behielte ja den Begriff; könnte sogar an die Stelle des gestorbenen Freundes sich einen andern mit noch größeren Vollkommenheiten, und ohne irgend einen Mangel denken; dieser würde dazu unsterblich seyn!

Nicht so wir gewöhnlichen Menschen. Wir lieben in der Freundschaft den Mann mit Namen; ihn selbst ganz und gar so wie er ist, mit seinen Tugenden und Fehlern; und nicht, wegen ihrer, mit strenger Ueberlegung gerade nur so viel und gerade nur so wenig. Eine Liebe nach Eigenschaften ist im Grunde überall nur eine buchstäbliche, todte — keine herzliche, lebendige, eigentliche Liebe. Die eigentliche, wahre, ächte Liebe, in einer edeln Seele zur Vollkommenheit gediehen, gleicht jener unbedingten nothwendigen und ewigen, womit wir uns selbst lieben, und nicht von uns lassen können. Sie ist im Lebendigen ein zweites, höheres und besseres Leben; sie gibt dem Leben erst den Geist. Wer auf diese Weise: unbedingt, nothwendig, ewig — wie sie das Leben in sich liebt — außer sich zu lieben die himmlische Gabe hat, der liebt erhaben. Er hat, wie Platon sich ausdrückt, Unsterbliches geboren aus göttlichem Samen. Er ist fähig geworden der reinsten Tugend; fähig überschwänglicher Hoffnung, Zuversicht und Wonne. — Er ist Gottes fähig geworden.

* * *

Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Gewissen — unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Von dieser Seite ist der Weg zur Erkenntniß des Uebersinnlichen ein praktischer, kein theoretischer, bloß wissenschaftlicher, und darum sagt Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben". Auch was höchstes Gut sey, oder vielmehr, was ausschließlich ein Gut genannt zu werden verdiene, erhält dadurch seine unwandelbare Bestimmung. Gibt es ein solches Gut, welches nicht bloß in Größenvergleichung, sondern unvergleichbar alle andern Güter übertrifft, und ist dieses kein Hirngespinnst, so gibt es eine wirkliche und wahrhafte Religion.

* *
*

Der Glaube an einen Gott ist dem Menschen natürlich, wie seine aufgerichtete Stellung. Diesen Glauben nicht zu haben, ist ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, bloß zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des angesichtlosen, nicht himmelanschauenden Thieres widernatürlich ist. Ersticken kann er diesen Glauben; aber in der Ordnung ist er da; und wo er sich nicht findet, da ist — Mißgestaltung des Erkenntnißvermögens . . . .

Aber in diesem zur innern Wohlgestalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlichen Glauben,

was ergreift der Mensch, und wie wird ihm das Ergriffene begründet? Der tiefere Denker, der Weise, wie erklärt, wie rechtfertigt er sich diesen Glauben; wie stellt er den Gegenstand desselben seinem Geiste bewährend dar?

Er erklärt sich ihn, rechtfertigt sich ihn, wie er den Glauben an Natur und eigenes Daseyn, an Bewußtseyn außer ihm und an Bewußtseyn in ihm sich rechtfertigt und erklärt. Er stellt den Gegenstand desselben seinem Geiste dar, bewährt ihn dem Geiste, wie er den eigenen Geist, den Geist seines Freundes — den erhabeneren eines Sokrates und Pythagoras, eines Timoleon und Cato sich bewährt und darstellt. Er erklärt nicht, beweiset nicht; er empfindet, sieht und weiset. Der erklärende nach-weisende Verstand hat im Menschen nicht das erste und nicht das letzte Wort. Selbst der darstellende Sinn hat es nicht; wie dieses nicht, so jenes nicht. Nichts im Menschen hat es. Es ist überall in ihm kein erstes und kein letztes Wort; kein Alpha, kein Omega. Er wird angeredet; und wie er angeredet wird, so antwortet es aus ihm — erst mit Gefühlen; mit aus Unlust und Lust, aus Schrecken und Freude gemischtem weissagenden Verlangen, mit dem Ausdruck desselben in tönender Geberde, dann mit Empfindungen, mit Gedanken und Worten. Nur wer auszulegen weiß, versteht. Immer ist etwas zwischen uns und dem wahren Wesen: Gefühl, Bild oder Wort.

Wir sehen überall nur ein Verborgenes; aber als ein Verborgenes sehen wir und spüren wir dasselbe. Dem Gesehenen, Gespürten setzen wir das Wort zum Zeichen, das lebendige. Das ist die Würde des Wortes. Selbst offenbart es nicht; aber es beweiset Offenbarung, befestigt sie und hilft das Befestigte verbreiten.

* * *

Der Mensch wird durch ein göttliches Leben Gottes inne; und es gibt einen Frieden Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, in ihm wohnt der Genuß und das Anschauen einer unbegreiflichen Liebe.

Liebe ist Leben; sie ist das Leben selbst, und nur die Art der Liebe unterscheidet jede Art lebendiger Naturen. Er der Lebendige kann im Lebendigen allein sich darstellen, Lebendigem sich zu erkennen geben nur — durch erregte Liebe. So ruft auch die Stimme eines Predigers in der Wüste: „Um das unendliche Mißverhältniß des Menschen zu Gott aus dem Wege zu räumen, muß der Mensch einer göttlichen Natur theilhaftig werden und auch die Gottheit Fleisch und Blut an sich nehmen".

* * *

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

* * *

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutus ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

* * *

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn warnimmt, des Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestaltende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* *
*

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

* * *

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutus ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

* * *

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn warnimmt, des Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestaltende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* *
*

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

* * *

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutus ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

* * *

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn warnimmt, des Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestaltende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* * *

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

* * *

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutus ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

* * *

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn warnimmt, des Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestaltende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* *
*

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

* * *

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutus ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

* * *

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn warnimmt, des Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestaltende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* *
*

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Die wahre Wissenschaft ist der von sich selbst und von Gott zeugende Geist. Wie ich von der Objektivität meiner Gefühle des Wahren, Schönen, Guten und von einer die Natur beherrschenden Freiheit überzeugt bin, so bin ich von dem Daseyn Gottes überzeugt, und so wie diese Gefühle ermatten, so ermattet auch der Glaube an Gott.

* * *

Gleichwie Religion den Menschen zum Menschen macht und allein ihn über das Thier erhebt, so macht sie ihn auch zum Philosophen. Strebt die Religiosität mit andächtigem Vorsatz den Willen Gottes zu erfüllen, so strebt die Religionseinsicht stets sicherer von Gott zu wissen und den Verborgenen zu erkennen.

* * *

Niemals wird der wahren Wissenschaft Zweck und Absicht, Gott zu verlieren, sondern sie suchet ihn, und will ihn finden mit der ursprünglich menschlichen, vernünftigen, durch überirdischen Zug gebotenen Voraussetzung: das Wahre sey allein in Gott und bei Gott. Dann geht ihr keine Lust über die Lust an der Entdeckung der Wahrheit über die Lust an Erkenntniß und Wissenschaft. Wenn uns irgend eine verworrene Vorstellung klar, ein scheinbarer Widerspruch gelöst wird, so ist die

ses immer dem Verstande eine Lust; aber diese Lust ist nicht von höherer Art, als wenn uns Göttliches vor die Seele tritt, wenn wir uns über alles dem Verstande Erreichbare emporschwingen. Hier liegt das Wahre, welches man um seiner selbst willen lieben und über Alles lieben kann, die Eine Wahrheit, ohne welche die vielen Wahrheiten keinen Werth haben. Täuschen uns die vielen Wahrheiten, so sucht die wahre Wissenschaft Enttäuschung.

* * *

Wenn die Geschichte der Menschen eine Religionsgeschichte ist, warum nicht die innere Geschichte jedes einzelnen Menschen die Geschichte seiner Religion?

* * *

Es gibt nur zwei Religionen: Christenthum und Heidenthum, Gottesdienst und Abgötterei. Eine dritte zwischen beiden ist nicht möglich. Wo die Abgötterei aufhört, da fängt das Christenthum an, und wo die Abgötterei anfängt, da hört das Christenthum auf. So hebt sich der anscheinende Widerspruch zwischen den beiden Sätzen auf: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich; wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

* * *

So wie alle Menschen von Natur Lügner sind, so sind alle von Natur auch Götzendiener, hingezogen zu dem Sichtbaren und abgewandt von dem Unsichtbaren. — Hamann nannte den Leib des Erstgebornen, den ältern Bruder, weil Gott erst einen Erdenkloß bildete und ihm darauf einen lebendigen Odem einhauchte. Die Bildung des Erdenkloßes und der Geist sind beide von Gott, aber aus Gott ist nur der Geist, und der Mensch heißt nach Gottes Bilde geschaffen nur des Geistes wegen.

* * *

Gleichwie nach der Parsenlehre die Abrimanischen unreinen Thiere stärker sind als die reinen des Ormuzd, so sind im Innern des Menschen die irdischen Triebe stärker als die himmlischen. Wenn diese gleichwohl öfter jene überwinden, so geschieht es durch eine verborgene Kraft. Wo diese Kraft sich kund thut, da offenbart sich Freiheit, da gibt es Kinder Gottes gegen Titanen, auch Hermaphroditen wie jene, welche durch die Sündfluth umkamen. Luther spricht: Alle Dinge stehen im Glauben, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar, scheinlich und begreiflich machen, der hat Herzeleid zum Lohne. Der Herr mehre euch und den Andern den Glauben".

* * *

Der Kinder- und Volksglaube enthält Höheres und Besseres, als das bloße Wissen des Philosophen ohne Glauben. An Christum glauben heißt, glauben, was und wie er glaubte

* *
*

Ich bin jung gewesen und alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise. Nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.

* *
*

Wir erschaffen und wir unterrichten uns nicht selbst, sind auf keine Weise a priori und können nichts a priori wissen oder thun; nichts erfahren — ohne Erfahrung. Wir finden uns auf die Erde gesetzt; und wie da unsere Handlungen werden, so wird auch unsere Erkenntniß; wie unsere moralische Beschaffenheit geräth, so geräth auch unsere Einsicht in alle Dinge, welche sich darauf beziehen. Wie die Triebe, so der Sinn, und wie der Sinn, so die Triebe. Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig kann sich der Mensch vernünfteln; er

muß da hinauf bewegt werden und sich bewegen, organisirt seyn und sich organisiren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, sich gutwillig in dieselbe zu fügen, und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser!

* *
*

Schein und Schatten umgeben uns. Nicht einmal das Wesen unseres eigenen Daseyns erkennen wir. Alles prägen wir mit unserm Bilde, und dies Bild ist eine wechselnde Gestalt; jenes Ich, das wir unser Selbst nennen, eine zweideutige Geburt aus Allem und aus Nichts; die eigene Seele nur Erscheinung . . . , doch eine der Wesenheit sich nähernde Erscheinung! Selbstthätigkeit und Leben offenbaren sich in ihr unmittelbar. Darum ist uns der Seele reines Gefühl Urbild des Seyns von Allem; ihr reines Sinnen, von Allem die bildende Kraft; ihr reiner Trieb, das Herz der Natur. So erfüllt das Unendliche ein lebendiger, sehender, ordnender, bestimmender Geist. Vertieft in diese Gesichte gleicht der staunende Forscher jenem Beherrscher Assyriens, der nur wußte: Es lag ihm ein Traum in der Seele! Ein Traum, den er nicht auszubilden, viel weniger zu deuten im Stande war.*)

---

*) Daniel II.

Wird der Weisere vielleicht ihn deuten, indem er das Lebendige aus dem Unlebendigen, das Vernünftige aus dem Unvernünftigen, das Sittliche aus dem Thierischen — ergründet? Wahrlich, das hieße thörichter die **Todten fragen**, als noch kein Aberglaube sie zu fragen je und irgendwo versuchte!

Man hat Milton getadelt, daß er von einer sichtbaren Finsterniß sprach, weil sich eine sichtbare Finsterniß nicht denken lasse. Es ging diesem wie allen Sehern, ihre Auslegung und Rechtfertigung ist der Fülle der Zeiten aufbehalten. Milton prophezeite von der Weisheit unserer Tage, welche durch Mondscheine und Dämmerungen des Irrens und Wähnens bis zu der materiellen Nacht und sichtbaren Finsterniß einer **positiven Unwissenheit** kühn durchgedrungen ist. Ehemals dachte man sich hinter jedem Irrthum eine Wahrheit, und eiferte nur für das geraubte Licht. Aber jener Glaube, selbst an Wahrheit, sagt man, war der ärgste Irrthum. Uns leuchtet ein anderer Stern — jener Stern eines überschwänglichen Urlichts — vielleicht zum **unfruchtbaren** Jubel goldener Hochzeitfeier des Erebus mit der Nacht, ohne die Nachkommenschaft eines neuen Himmels und einer neuen Erde.*)

*) Aether und Luft entsprangen aus der Nacht, die sich mit dem Erebus vermählt hatte. Dies war, nach der ältesten Mythologie, der Anfang der Dinge.

Eben, da ich diese letzten Zeilen schrieb*), wurden mir die jüngsten Blätter des Tagebuchs der großen, nunmehr allerfreiesten Hauptstadt gebracht. Oben lag die vierzehnte Nummer und mein Auge fiel auf diese Worte: „Seit Locke hält keine Täuschung mehr; von nun an muß, was dauern soll, auf die ewigen Felsen der Natur gegründet seyn, welche die strengen Demonstrationen der Vernunft gleichsam — bar gemacht haben (en quelque sorte mis à nud par les demonstrations rigaureuses de la raison.)"

Bare Felsen allerdings! Aber auch ewige Felsen der Natur? Sie heißen mit ihrem wahren Namen Selbstsucht und Scheinsucht; sind der klare bare Egoismus. Und es ist wahr, daß dieser, wenn er einmal vor sich selbst nackend da steht ohne Gram und Scham, wenigstens keine Tugenden mehr sich weiß macht. Aber heucheln muß er doch, trotz aller seiner Frechheit, damit er täusche. Er muß täuschen und schwärmen muß er über alle Grenzen, damit er sich ein Leben mache. Täuschen und je mehr und mehr betrügen muß er Andere und sich selbst, damit er nicht vor Ekel an sich selbst vergehe. Ja, ein neuer Himmel und eine neue Erde; jener Unten, diese Oben! Ihre Gaben und Verheißungen fließen in ein Allgenugsames zusammen, das Glückseligkeit heißt; reine vollendete Glückseligkeit der

*) i. J. 1791.

sterblichen Menschen. Darum weg zuerst mit der Ehre, und Achtung allein des Nützlichen trete an der Thörin Stelle. Weg mit der Liebe; denn sie ist eine Schwachheit unter jeder Gestalt; und über sie erhebe sich eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der Vortheile. Weg mit Glaube, Wort und Treue; denn sie haben ihr Wesen im Mangel des Augenscheinlichen, welcher die Wurzel alles Bösen ist. In den Abgrund mit der Brut des Argen!

Ich entfliehe, und küsse die von dem erhabenen Felsgebirge weggefegte Erde. Ich will Glauben behalten und Liebe und Scham und Ehrfurcht und Demuth; ich will behalten tief im Auge Ewigkeit; Ernst und feierlichen Aufschwung tief in der Brust; hohe und höhere Ahnungen im Geiste; vollen wirklichen Genuß des Unsichtbaren in der Seele.

O des armen Stolzes, der alles Das als Dinge des verschwindenden Gefühls, als wesenlose Täuschungen der geringeren Seele verachten, unter seine Füße treten will. Oeffnet uns das Allerheiligste eures Unveränderlichen, Selbstständigen, Wirklichen, in sich Wahren, Würdigen, Guten! — Auf dem Vorhange steht: Alleinige Vernunft! — Wohl! es muß, da überhaupt Vernunft vorhanden ist, auch eine reine Vernunft, eine Vollkommenheit des Lebens vorhanden seyn. Alle andere Vernunft ist von dieser nur Erscheinung oder Widerschein, und diese Vernunft ist

gewiß im strengsten Sinne Einzig und Allein....
Ἐν καὶ πᾶν — Leider für die menschliche Anschauung auch *Οὐδὲν καὶ πάντα*!

Nicht so hinter dem Vorhange; das weiß ich! Aber ich stehe nur davor. Und da sage ich zu dir, der du neben mir auch nur davor stehst: — So wenig der unendliche Raum die besondere Natur irgend eines Körpers bestimmen kann, so wenig kann reine Vernunft des Menschen mit ihrem überall eben guten Willen, da sie in allen Menschen Eine und dieselbe ist, die Grundlage eines besondern, verschiedenen Lebens ausmachen, und der wirklichen Person ihren eigenthümlichen individuellen Werth ertheilen. Was die eigene Sinnesart, den eigenen festen Geschmack hervorbringt, jene wunderbare innerliche Bildungskraft, jene unerforschliche Energie, die alleinthätig ihren Gegenstand sich bestimmt, ihn ergreift, festhält — eine Person annimmt — und das Geheimniß der Sklaverei und Freiheit eines Jeden insbesondere ausmacht, Das entscheidet. Es entscheidet und steht da im Vermögen — nicht des Syllogismus (welches man mit dem Vermögen der Einen Hälfte einer Scheere vergleichen könnte, sondern der Gesinnungen; im Vermögen eines unveränderlichen, über alle Leidenschaften siegenden Affekts. Wenn ich auf das Wort eines namentlichen Mannes fuße, so bringe ich dabei seine reine Vernunft nicht mehr als die Bewegung seiner Lippen und den Schall aus sei-

nem Munde in Anschlag. Ich traue dem Worte um des Mannes, und dem Manne um sein selbst willen. Was in ihm mich gewiß macht ist seine Sinnesart, sein Geschmack, sein Gemüth und Charakter. Ich gründe meinen Bund mit ihm auf den Bund, den er mit sich selbst hat, wodurch er ist, der er seyn wird. Ich glaube dem in seinem Herzen tiefverborgenen, unsichtbaren Worte, das er geben will und kann. Ich verlasse mich auf eine geheime Kraft in ihm, welche stärker ist, als der Tod.

Uebrigens, da dem Menschen jede Meinung lieber als sein Leben werden kann, so liegt die Gewalt der Begriffe überhaupt als Ausdruck einer überwiegenden Energie der vernünftigen Natur (nicht des Gedankendinges Vernunft) damit so klar am Tage, daß nur ein Thor sie leugnen kann. Und wie sollte ihre Gewalt nicht die höchste, der Begriff nicht mächtiger als Sinnenempfindung seyn, da unser zeitliches, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengesetztes Daseyn nur im Begriffe Haltung gewinnt? Alles, was in der Zeit lebt, muß sein zeitliches Leben erst erzeugen, innerlich allein thätig durch Verknüpfung. Also ist die Form des Lebens, und der Trieb zum Leben, und das Leben selbst im Wirklichen nur Eins. Der Gegenstand des unbedingten Triebes, welchen wir den Grundtrieb nennen, ist unmittelbar die Form des Wesens, dessen Trieb oder wirksames Vermögen

er ist. Diese Form im Daseyn zu erhalten, sich in ihr auszudrücken, ist sein unbedingter Zweck und das Prinzip aller Selbstbestimmung in der Kreatur; so daß kein Wesen vermag, sich einen Zweck vorzusetzen, als kraft seines Triebes und ihm gemäß. Ueberhaupt beziehen sich die Triebe auf Bedürfniß. Alles Lebendige in der Natur bewegt sich mit Absicht, das ist, nach Verhältnissen der Bedürfnisse. Der erste Grund und die Art der Entstehung dieser Verhältnisse ist unerforschlich, und wir können daher eben so wenig den Trieb aus dem Bedürfnisse, als das Bedürfniß aus dem Triebe erklären; können eben so wenig sagen, dieser bestimme jenes, als jenes diesen. Der erste Anfang von beiden ist außer ihnen, und ist ein gemeinschaftlicher Anfang. Nur das Geschäft des Triebes, einen gewissen Zusammenhang zu erhalten, fortzusetzen, zu erweitern, erkennen wir, und zwar als nothwendig; weil ein unverknüpftes und nicht sich selbst (innerlich und äußerlich) verknüpfendes endliches Wesen, ein Unding ist. Totum parte prius esse necesse est.

Aber kann auch das Nichts eine Form haben oder annehmen, und dadurch Etwas seyn oder werden? Läßt sich eine Form, die lauter Form wäre, denken; eine Wirksamkeit, deren alleinige Absicht reine, das ist, leere Absicht wäre ohne von und ohne zu?

Kein Trieb, wie sehr man ihn in sich allein betrachte, will nur seine eigene, freie Wirksamkeit. Sein Wesen ist Verhältniß, er will Befriedigung.

Der Trieb der vernünftigen Natur zum an sich Wahren und Guten ist auf ein Daseyn an sich, auf ein vollkommenes Leben, ein Leben in sich selbst gerichtet; er fordert Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Freiheit! — Aber in wie dunkler, dunkler Ahnung nur!

Denn wo ist Leben und Daseyn in sich, wo ist Freiheit? Wahrlich nur jenseits der Natur! Innerhalb der Natur ist Alles offenbar unendlich mehr im Andern als in sich, und Freiheit nur im Tode.

Dennoch wissen wir, daß etwas ist und war und seyn wird — ein Urheber jener natürlich unerzeugten Thätigkeit in uns, des Kerns unseres Daseyns, wunderbar umgeben mit Vergänglichkeit — in sie versenkt, ein Same, der aufgehen wird. Ewiges Leben ist das Wesen der Seele und darum ihr unbedingter Trieb. Und woher käme ihr Tod? Nicht von dem Vater des Lebens und alles Guten, der in dem Innersten unseres Herzens und Willens sein eigenes Herz und seinen eigenen Willen abdrückte und nichts Anderes darin abdrücken konnte.

So weissagen, schreibt Platon an Dionysius, die trefflichsten Seelen; das Gegentheil die niedrigsten. Entscheidender sind aber die Weissagungen der göttlichen Männer, als die der andern.

Nicht ein kahler Fels; — eine athmende Feste dringt hervor aus den Eingeweiden der Erde und erhebt sich über die Wolken; ein Altar des Ewigen, um den von jeher alle Völker sich versammelt haben: — Gewissen, Religion ...

Könnte der Mensch seine Ansprüche an wirkliches Daseyn, an Freiheit und Erkenntniß fahren lassen, längst hätte ich die meinigen über allen den hart abschlägigen Antworten, die mir von der Natur, von der Geschichte, von meiner Vernunft, meinem Willen, Herzen und Bewußtseyn zu Theil wurden, aufgegeben. Je mehr wir lernen, desto weniger begreifen wir; desto betroffener stehen wir zwischen Himmel und Erde da; desto verlegener in uns selbst! . . . Oder haben wir vielleicht genug und Alles, was wir brauchen, an einem — und noch einem . . . allgewaltigen Lückenbüßer? — die es sind und nicht sind; es wohl seyn mögen und durchaus nicht seyn mögen; die nicht uns, sondern nur, gegenseitig, sich einander selbst ausfüllen und unterstützen? — Haben wir in der That? . . . „Und verstehest Du auch, was Du liesest?"

Ein Knochengebäude ist das Fundament der menschlichen Gestalt, ihrer Schönheit, ihres königlichen Anblicks. Wenn es aber allein da steht, ohne Inhalt und Bekleidung, so bedeutet es den Tod — der noch weniger als die Nacht Jemandes Freund ist. Auch ist ein scheußliches Gerippe nicht das Erste. Es rührte und regte sich etwas.

Etwas Lebendiges in einem Lebendigen. Der Anfang eine Begierde, die heftig wirkte, ohne sich selbst zu verstehen — Gabe der Weissagung!

— — — — Unwissend bin ich in einem Maße, daß ich den bloßen Zweifler verachten darf! — Dennoch, weit davon entfernt, mit dieser überschwänglichen Unwissenheit mich zu brüsten, sie zu verwechseln mit der Wahrheit, deren Verheißung ich im Busen trage, ihr, von Hochmuth trunken, Tempel und Altar zu weihen und die sinnloseste aller Abgöttereien anzurichten, demüthigt mich vielmehr ihr Bewußtseyn bis zu einer Schwermuth — die sich zwar mit keinem Hohn verträgt; wohl aber zum Lachen satter Wisser und Nicht-Wisser sagen möchte: Du bist toll! zu ihrer Freude: Was machst Du?

Wie Sokrates -- der Große, Ahnungsvolle! — Unwissenheit wider Trotz und Lüge in die Schlacht führen, und im Hinterhalt die Wahrheit haben, das ist groß. Aber es ist nicht groß, für die Wahrheit aller Wahrheiten zu achten: es gebe keine Wahrheit. Der ganze Mensch muß seicht und schaal geworden seyn, wenn er zu sich selbst sagen und dabei guter Dinge bleiben kann: Ich bin nichts; ich weiß nichts; ich glaube nichts.

Nur so viel ist Gutes am Menschen; nur in so weit ist er sich und Andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnen und zu glauben hat. Es liegt in der Natur des endlichen,

nur mittelbar, das ist, sinnlich erkennenden Wesens, daß ihm Wahrheit, daß ihm eigentliches Daseyn und Leben so wenig ganz aufgedeckt, als ganz verborgen seyn kann. Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren ist Glaube. Je mehr Sinn Jemand für das Unsichtbare in der Natur und im Menschen zeigt; je wirksamer und thätiger auf den Unsichtbaren in ihm selbst er sich beweist, für desto vortrefflicher müssen wir ihn achten und achten wir ihn allgemein. — —

Seltsam, daß wir sammt und sonders in unserer Wissenschaft, Kunst oder andern Geschäftigkeit so gern das Ueberschwängliche, das Wunderbare erreichen mögen, damit man uns ehre, uns liebe, und — nicht begreife! Seltsam, daß wir nach demselben Maße auch Andere ehren und lieben; dann aber uns plötzlich wegwenden und nur — was sich theoretisch darthun, gewissermaßen nachmachen und so mit Händen greifen läßt, der Mühe werth achten wollen, unsern Blick darauf zu heften.

Ein finsteres Geheimniß liegt eben schwer auf uns Allen: Das Geheimniß des Nichtseyns, des Daseyns durch Vergänglichkeit, des Vermögens mit und durch lauter Unvermögen — das Geheimniß des Endlichen. Unendliches scheint der Stoff; Endlichkeit die Form der Dinge zu seyn. Also wäre Nichtseyn — wenn die Begriffe von Endlichkeit und Nichtseyn in einander

fließen — die Möglichkeit; Nichtseyn wäre die nächste Ursache der Natur und ihres Inhalts!

Platon äußert sich auf eine merkwürdige Weise über diesen Gegenstand. Kühn weist er in der Reihe der Dinge dem Unendlichen die unterste; dem Maß, welches das Endliche mit dem Unendlichen vereinigt und wirkliche Dinge zuerst an's Licht bringt, die oberste Stelle an. Er setzt einen Gott voraus, der ein Geist, ein besonnenes persönliches Wesen ist, als den Urheber aller Dinge, durch die Vollkommenheit seines Willens.

— Aber wie hat das Zeitliche von dem Ewigen erzeugt werden können? Welches mögliche Verhältniß beider zu einander läßt sich menschlicher Weise denken? Diese Kluft füllt keine Philosophie, und es bedarf, um hinüberzukommen, einer Brücke — oder Flügel.

— — — — — — Nie habe ich begreifen können, wie eine maschinistische Vorstellungsart der Schöpfung — das ist, der Möglichkeit des Weltalls, vernünftiger, erhabener, dem höchsten Wesen, das wir Alle auf irgend eine Weise vorauszusetzen genöthigt sind, annähernder, als eine anthropomorphistische seyn sollte. Der Glaube an ein höchstes Wesen überhaupt, als der Quelle alles Seyns und alles Werdens, und der Glaube an einen Gott, der ein Geist ist, sind beide dem Menschen in der unerforschlichen Thatsache seiner Spontaneität und Freiheit, ohne welche nicht ein-

mal Euklid's erstes Postulat sich denken ließe, gegeben. Darum ist der Glaube überhaupt an einen Gott dem Menschen natürlich; und am natürlichsten der Glaube an einen lebendigen Gott. Der Grübler, der ihn losgeworden ist, mußte zuvor, durch den geilsten Mißbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung, dieses zweischneidigen Schwertes der Wahrheit und Lüge, sich von der Natur und seinem eigenen Wesen gewaltsam absondern; er mußte sein Leben gleichsam bei der Wurzel anfassen, um es von sich zu werfen.

Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, daß sich mir die Geschichte der Philosophie je länger desto mehr, als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?

Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang, oder reihen sich nur immer Episoden an?

Ein Mann, den nun Alles, was Augen hat, groß nennt, und der in seiner Größe fünf und zwanzig Jahre früher schon da stand, aber in einem Thale, wo die Menge über ihn wegsah, nach Höhen und geschmückten Bühnen — dieser Mann schien den Gang der Verwickelungen dieses Stücks erforscht zu haben und ihm ein Ende abzusehen. Mehre behaupten, es sey nun dies Ende schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehle nur noch an einer Kritik der Sprache,

die eine **Metakritik** der Vernunft seyn würde, um uns Alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen.

* * *

Die menschliche Seele sucht das Ewige, Unveränderliche, in sich selbst Bestehende, Absolute; sie entbehrt nicht freiwillig der Wahrheit; aber sie will dann gewahren — nicht den **Schatten**, sondern, was **Schatten wirft**. Alle Menschen nennen etwas inwendig und im Voraus Wahrheit, in deren Besitz sie noch nicht sind, wornach sie streben, und welches sie dennoch nicht voraussetzen könnten, ohne daß es ihnen auf irgend eine Weise gegenwärtig wäre. Ein Dämmerlicht öffnet ihnen das Auge und verkündigt auf wunderbare Weise eine noch nicht aufgegangene Sonne. Der Morgen ist angebrochen, aber der Tag noch nicht geworden. Den Sabbath feiert allein Gott, aber der Mensch soll ihn heiligen. Ist das Voraussetzen der Wahrheit eine bloße subjektive Täuschung vernünftiger Wesen, haben sie von derselben keine, auch nur die trübste Anschauung, so ist ihr Forschen überall eitel. „Nicht eitel ist dieses Forschen!“ — so weissagt die Andacht am Anfange.

* * *

Unsere Theorien und Systeme verhalten sich zu Wesen und Wahrheit, wie sich die Sprache zur

Vernunft, der Leib zur Seele, mit einem Worte, der Buchstabe sich zum Geiste verhält. Sie sind zum Aufbehalten für uns selbst und Andere, zum Haben und Mittheilen, ein nothwendiges Geräth; aber so wie jedes Werkzeug lebendige Gliedmaßen voraussetzt, nicht bei seiner Erfindung, sondern auch bei jedem nachherigen Gebrauch, eben so Wissenschaft und Kunst. Darum ist mein einziger und schlechthin allgemeiner Rath: Jeder bemühe sich selbst anschauend von sich zu erforschen, was ihm zu wissen, zu ergründen, zu erreichen ein wahrhaftes Anliegen ist. Stetigkeit des Sinnes und viel stiller Fleiß wird dazu erfordert. Beides findet sich von selbst, wenn das Verlangen rechter Art ist. In jedem Verlangen ist durch Ahnung schon Genuß, und gerade an diesen Genuß der Ahnung hängt sich der starke, edle Geist. Ohne Heldenmuth wird nichts erworben, was des Besitzes werth ist, ohne fortdauernden Heldenmuth nichts erhalten; nach Ruhe streben wir umsonst, nicht umsonst nach Standhaftigkeit und Kraft.

Anhang.

Ausgewählte Parabeln

von

Krummacher.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gerne Deine Lehren empfangen und Alle horchen der Rede Deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: Heißet mein Name nicht Geben? *) Der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Was gibst Du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

---

*) Dies bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

Und Nathan antwortete: Ich gebe Euch den goldenen Apfel in silberner Schale. Die Schale *empfanget* Ihr, — aber Ihr *findet* den Apfel.

* * *

Ein ander Mal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest Du uns in Gleichnissen?

Da antwortete Nathan und sprach: Siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, da vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volks würde und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen und kleidete mich in grob hären Tuch und ging hinaus unter das Volk und strafte sie mit harten, gewaltigen Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir und sie nahmen meine Worte nicht zu Herzen, einige aber deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geiste und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, nun so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe, da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethauten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind und ich vernahm im Geiste die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Nathan, so gibt der Himmel dem Sohne der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Licht! —

* * *

Als ich nun vom Gebirge hernieder stieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum *), der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

---

*) Unser Pfirsichbaum.

Und ich stand in seinem Schatten und schaute seine Blüthe und sprach: Wie ist sie so schön und röthlich, gleich der Schamröthe auf den Wangen der blühenden Töchter Israels! —

Und als ich mich näher hinzu neigte, da fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach: Siehe, Nathan, so verheißet die Natur die liebliche Frucht in der einfachen Blüthe und reichet dieselbe, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes!

Da — fuhr der weise Nathan fort — kehrte ich nach Salem zurück und that mein rauhes Gewand von mir, salbte mein Haupt und lehrte die Wahrheit in fröhlicher Weise und Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde und Jünger gewinne.

Sokrates und Kritias.

Sokrates, der weise Sohn des Sophroniskus, redete eines Tags im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie

sie Alles sehe und Alles höre, und überall zugegen sey und für Alles sorge; und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre.

Dabei bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homer, und verglich die göttliche Vorsicht einer Mutter, die von ihrem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt.

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte, als Sokrates sich des Gleichnisses bediente. Denn es däucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschaute ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahnest Du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche, in seiner einfachen Gestalt, mit dem Göttlichen verwandt ist? —

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die Andern zu unterweisen.

* * *

Als Sokrates nachher durch die Bosheit des Kritias zum Tode verdammt worden war und den

Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von Neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt, nach wohlvollbrachtem Tagewerk, zum süßen Schlummer. Wie sollt' ich denn die Fliegen fürchten?

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reitze — flehte darauf der Geist des Rosenstrauchs. —

Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts. —

Schöne Lina, laß den Flitterputz und das glimmende Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Mal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Der Vater aber vertheilte sie unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben Euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorg-

sam bewahrt und will mir daraus einen Baum ziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt, haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt. —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, sagte der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, Du hast es zwar nicht sehr klug, aber doch sehr natürlich und nach kindlicher Weise gemacht. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich ist es nicht. Bewahre Dich der Himmel, daß Du kein Kaufmann würdest. —

Und Du, Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er

wollte sie nicht nehmen, da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweg gegangen. —

Nun, sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle Drei: Das hat Bruder Edmund gethan. — Edmund aber schwieg still. Und die Mütter küßte ihn mit einer Thräne im Auge.

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer, rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versieget deine Kraft! Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat! —

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; des-

wegen begann er und fragte: Wie kannst Du das Gestirn des Tages bewundern und siehst es nicht?—

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf. Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie Alles, was ihr täglich sehet, mit dem leiblichen Auge! —

Die Bienen und der Schmetterling.

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des kleinen Völkchens. Unterdeß flatterte ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes und die Bläue des Himmels und der Purpur der Abendröthe mischten sich auf seinen großen Flügeln. Er wiegte sich auf einer Blume und schwebte dann vorüber. —

„Welch ein schönes Geschöpf! — rief der Bienenvater, — und es entwickelte sich aus einer kriechenden Raupe!" —

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: Ich glaubte, Ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für Eure Bienenkörbe und übersehet die andern Gaben der Natur!

Freund, erwiederte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht bloß um des Nutzens willen, den sie mir bringen! — Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je näher er sich mit Liebe der Natur anschließet, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellet sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgibt. — Auch lehret mich die Biene, selbst das Allergeringste nicht zu verachten. „Denn obwohl sie nur ein kleines Vöglein ist, so bringet sie doch die allersüßeste Frucht". —

* * *

Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch nicht mit der emsigen, nützlichen Biene vergleichen . . .

Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngeren Freunde: Mein Lieber, hier hast Du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen des gebundenen Geistes in seinem irdischen Wirken. Dort das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die göttlichen Bildner des Alterhums die

reine entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlings. —

Freilich ein Bild und Gleichniß! erwiederte jener — aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen? —

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: Soll denn das Geistige und Höchste immer an die Erde gefesselt und so das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? Das hieße, seine göttliche Natur entadeln. —

Polykarpus.

Das Reich der Wahrheit.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, ging er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand und weinte.

Da trat der Greis hinzu und sprach: Mein Sohn, was weinest Du? — Crescens aber erhob

sein Haupt und sprach: Wie sollte ich nicht trauern und weinen? Ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen und haben es verleugnet und verlästert und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauer und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und ging davon. Und der Keim sproßte und ging auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber, denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn sehr. Desto tiefer schlugen die Wurzeln in die Erde und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige erhoben sich gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weithin verbreiteten. Da wuchsen die Dornen und Unkraut wieder empor unter ihm. Aber er achtete ihrer

nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes. —

So sprach der unvergleichliche Bischof und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert Dich, wenn Du zu seinem Gipfel empor schaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Ueberlaß dieses dem, der ihn gepflanzt hat!

Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag in dem Staube zwischen vielen gemeinen, unedeln Steinen verborgen, viele Jahre lang. Mancher wandelte vorüber, oder trat ihn unter den Fuß, ohne ihn aufzuheben. Also verbarg sich sein Glanz vor dem Auge des Wanderers. Denn das Schöne dringt sich nicht auf, sondern erscheint in Einfalt.

Endlich kam ein Freund der Natur in diese Gegend. Er suchte Blumen und Insekten, und fand den Edelstein. Lächelnd beschaute er den

Stein und sagte: Du bist doch immer gütig gegen deinen Verehrer, holde Mutter Natur! Findet er nicht, was er mit Liebe und regem Wahrheitssinn suchte, so findet er doch gewiß Einiges, was auch des Suchens wohl werth war. —

* *
*

Er nahm den Stein mit sich nach Hause. Aber, sagte er, du rohes Kind der Natur — wie beginn' ich es nun, um dich auszubilden? Wie nehm' ich dir die gröbere Hülle, die deinen Glanz verbirgt? — — Doch, wie sollte das Edle anders, als durch das Edle gebildet werden können? — Er schliff den Diamant mit Diamantenstaub. Unvergleichlich strahlte sein Glanz, und sein Ruhm erscholl im Lande.

* *
*

Darauf nahm der weise Freund der Natur den veredelten Stein, und brachte ihn dem guten, geliebten Fürsten des Landes, und sprach: Ich fand dieses edelste Erzeugniß der Natur, ich bildete es zu seinem Glanz, und jetzt weih' ich es dem Ersten des Landes, auf daß der Edelstein seine Krone schmücke, denn er ist zum höchsten Schmuck fürstlicher Kronen ersehen.

Der Fürst aber fragte: Was ist denn der höchste Schmuck des fürstlichen Thrones? — Der weis

Mann antwortete: Was der Edelstein seiner Krone ist, das ist ein Kreis der edelsten Menschen dem Thron, den sie umgeben, und dem Fürsten, der sie ehrt. —

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Alwina, die blühenden Kinder eines Pachters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Blümchen zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauch wächst, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blüht, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

Denn die fromme Herzenseinfalt empfängt auch die kleine Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung.

* *
*

Darauf sprachen die Kinder unter einander: Lasset einen Jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern! Und sie freuten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie. —

So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese!

* *
*

Bald erschienen sie wieder alle Drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, da hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein Jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat?

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkoren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern,

und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Sehnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt und in schönen Liedern besungen, und Jeder trägt ein Sträußlein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkoren. —

Also sagte Gustav und reichte Hermann und Alwina einige seiner Blumen. Diese aber empfingen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

* * *

Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstrauß. Es war die zarte Feldlilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäldchens wächst und ihre Blüthenglöckchen, wie Perlen an einander gereihet und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählt, denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens; auch verkündet es nur die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdigt, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum habe ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren! —

Also sprach Hermann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden Andern empfingen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

* *
*

Da kam auch Alwina, das fromme, liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauß. Es war das blaue, zarte Vergißmeinnicht. Sehet, Ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen habe ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Raude sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzet dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkoren, und gebe es Euch Beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem schönen Bunde der Unschuld.

* *
*

So waren die Lieblingsblumen erkoren. Da sprach Alwina: Wir wollen in zwei Kränze sie flechten und den lieben Eltern sie weihen!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und er-

zählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freuten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz: Liebe, fromme Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet, wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

Die Blumenlese.

Die zarte, unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr? Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, um sie zu pflük-

ken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so ging er hinaus in das Gefilde zum ersten Mal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihn, als sey der Frühling nie so schön gewesen; denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

* * *

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber ging und sang und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte wie ein Börnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen; und nun setzte er sich auf dem weichen Moose im Schatten einer Eiche nieder. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigallen schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

* * *

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrak der Knabe und erwachte. Rings umher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt, kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt vor diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn des Glücks, bist Du sicherer auf Deiner fröhlichen Bahn? —

* * *

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eichen. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. Das Gewitter war über seinem Haupte; Regen und Sturm nahmen überhand und der Donner rollte schreckli-

cher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Wegs zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam sammelten Blümchen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward, oder ein Plan mißlang?

* * *

Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von Neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thal und auf den Hügeln. Dem neu getränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme reinigen die Luft; aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernie-

der. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervorbringe. —

* *
*

Auch den verscheuchten Knaben lockte der heitere Himmel von Neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth ging er in der Stille zurück, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, Alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur! —

* *
*

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen

hatte tausend frische Blüthen hervor gelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene, und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es war ein Bach zwischen Beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermochte es nicht, denn der Bach war breit. Da schnitt er sich einen Stock aus dem

Gebüsche, und setzte den Stab in das Bächlein und lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe, der Stab war von einem Fliederbaum, und als der Knabe über dem Bache schwebte, da brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brausten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt und lief hinzu und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm an das Land. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint Euren Sohn Manches wohl gelehrt zu haben; aber Eines habt Ihr vergessen. Warum habt Ihr ihn nicht auch gewöhnt, daß er vorher das Innere erforsche, ehe er dem Zutrauen sein Herz eröffnet? Hätte er das weiche Mark inwendig geprüft, so würde er der täuschenden Rinde nicht getraut haben!

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag ihn, wenn es seyn muß, die Zeit lehren. Aber er selbst wird auch dann gerade und aufrichtig bleiben. — Denn wer mit geübter Kraft und hellem Auge die gerade Bahn wandelt, der wandelt die richtige Bahn.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, der über sie hinschwebte, und der Landmann war schon hinausgegangen, zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen sollte; denn er war reich, aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahte sich ihm der weise Lehrer der Gemeinde und sagte: Die Erde bringt auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden.

Wohl wahr, erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde der todten Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Samens ein wenig und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfängt so viel, und bringt oft so wenig. —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermanns, und er fühlte sich beschämt; denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage, und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Scham und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte Jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit auch er einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiße seines Angesichts arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu seyn.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an Aehre, auf daß Viele ernährt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz und das Korn wächst ohne menschliches Zuthun von selber und bringt den Halm und die Aehre, und die Tage der Ernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild' beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel empor schwebt; denn nicht umsonst blühen jene und schweber diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas Anderes gibt, als den

Staub der Furche und die Aehre, die aus ihm empor wächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe. —

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackersmann verdroß die Rede und er vernahm sie mit finsterer Stirne und ging von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott und ist ihm eine bittere Wurzel.

Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es ward Abend. Sie lagerten sich auf einen Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher, und auch das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager. und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die sanften Abendwinde trugen sie in die Wohnungen des müden Landmanns. Da sanken die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege, in den süßen Schlaf. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Trauernde seinen Kummer, der Darbende seinen Mangel. Aller Augen schlossen sich. —

Nun legte sich, nach vollendetem Geschäft, der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, sagte er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O, es ist so süß, ungesehen und heimlich wohl zu thun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön ist unser stiller Beruf! —

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie Du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennet die Erde ihren Feind und Freudenstörer. — —

O mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beim Erwachen in Dir

der Gute seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar Dich segnen? Sind wir nicht Brüder — und Boten eines Vaters? —

So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels, und zärtlicher umfingen sich die brüderlichen Genien.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernen Landen gekommen war. Und sie aßen und tranken und wurden satt. —

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herr-

lichkeit und Pracht, wie in Deinem Hause ist, erscheint mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmte alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem goldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von außen wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhte auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön, und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe, in seiner Mitte war ein Wurm! —

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin — der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte. —

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, nun auch in den kältern Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten

einander die eigenen, sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannichfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum, denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen. —

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er gab dem andern die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete; und jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude und erzählte allenthalben von seinem Baum und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlicher, glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harreten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lang, bevor er blühete und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht, denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit; sondern sie wurden unwillig und erzürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab und zerstörten sie, damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam und verlanget, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist.

Der Gukguk.

Ein Naturgespräch zweier Bauern.

Der alte Konrad und sein Nachbar Paul, zwe arbeitsame Ackerleute, standen um St. Johannis auf ihren Feldern und besahen die Aecker. Dabei führten sie mancherlei Reden unter einander, denn der alte Konrad galt für einen weisen Mann in der ganzen Gegend. Auch hatte er vieler Herren Länder gesehen, und wußte Bescheid von allerlei Dingen. Paul aber war wißbegierig und gesprächsam, und that viele Fragen über das Eine und Andere, was er gerne wissen wollte.

Als sie nun so dastanden, rief der Gukguk nach seiner gewöhnlichen Weise, und Konrad und sein Nachbar Paul hörten ihm mit Wohlbehagen zu. Da sagte Paul: Es ist seltsam, immer das nämliche Lied und ewige Einerlei, auch ist nichts sonderlich Anmuthiges in dem Ton — und dennoch hört man es gern! Und wenn er beginnt, so fragt im Dorf der Eine den Andern: Habt Ihr auch den Gukguk schon gehört? Und das junge Volk auf den Gassen ahmet seinen Laut nach — ja sogar in den Hausuhren treibet er sein Wesen und läßt darin seine Stimme erschallen, und auf den Jahrmärkten möchten einem die Ohren taub

werden vor dem nachahmenden Geschrei! So sagte Paul, und sah seinen Nachbar an, was der dazu sagen möchte.

Da antwortete der alte Konrad und sprach: Freilich ist sein Lied nicht sonderlich anmuthig und eher ein Geschrei zu nennen, und doch hört man's gern. Aber das läßt sich deuten. Siehe, er singt nur im Sonnenschein und in warmen, schönen Tagen, wenn die Bäume grünen und blühen und die Felder den Segen verheißen, und verkündet den Menschen die Fruchtbarkeit des Jahres. Also ist dem Fröhlichen gut pfeifen, und die Ansprüche der Reichen und großen Herren an den vollen Tafeln werden immer gepriesen.

* *
*

Da lächelte Paul und sprach: Aber es ist und bleibt doch nur ein Schreihals und hat nichts Löbliches an ihm selber. Er baut sich nicht einmal ein eigenes Nest und lebt andern Vögeln zur Last, denen er seine Eier und Brut aufdringt. Dabei schwärmt er den ganzen Sommer von einem Baum zum andern ohne Unterlaß. Um des Müssiggangs willen ist mir das Thier zuwider vor andern. Aber wenn erst die kalten Winde wehen und der Winter heran nahet, was mag dann aus ihm werden? Da wird der bittere Mangel ihm ein Anderes lehren.

Da fiel ihm der alte Konrad in die Rede und sprach: Sey nur unbekümmert! Weißt Du denn nicht, was die Leute sagen, daß er sich im Winter in einen räuberischen Weihen verwandelt? *) —

Ah, sagte Paul — da macht er es eben so wie der junge Till. Den ließen auch die Aeltern im Müssiggang aufwachsen, und als nun der Vater starb, da gesellte er sich zu den Räubern. Und am Ende, fuhr Konrad fort, ging es ihm wie den Weihen an meinem Scheunenthor! —

Unter solchen Reden beschauten die beiden verständigen Ackersleute ihre Felder um St. Johannis.

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch voll blühender Rosen und Knospen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von fern. Er

*) Es ist eine gemeine Volkssage, wenigstens in einigen Theilen von Westphalen, daß der Gukguk im Winter sich in einen Hühnergeier verwandele.

stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hing sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusch eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch? —

* *
*

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickelte. Er schlug die Aermchen über einander und sah mit unverwandtem Blick auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. — So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen.

* *
*

Der Knabe fand bald, daß all sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf und betrachtete das Innere mit

großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu. —

Wem sinnest Du denn so ernsthaft nach, mein Kind? fragte er. — O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gern wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deshalb hab' ich sie gepflückt und aus einander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine, unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möchte ich sie nur nicht verletzt haben! —

Das schadet nichts, mein Kind, erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen. — Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden, sagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz, Dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab; und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste. —

* * *

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage Du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blume wird? — Da ant-

wortete der Vater: Mein Kind, ich kann Dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles Andere weiß ich so wenig wie Du. —

Die Natur gibt uns das vollendete Schöne; aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht.

* * *

Da nahm der Knabe von Neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: Wenn die Knospe sich selbst nicht so schön zu bilden vermag, schöner als Alles, was die Menschen machen, warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig?

Sollten sie selbst sich denn gebildet haben, Wilhelm, sagte der Vater, und sah den Knaben mit freundlichem Ernst an.

O gewiß, antwortete der Knabe, die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nährt, verpflegt und auferzieht!

Einen Vater mit uns, erwiederte gerührt der Vater des Knaben, aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!

* * *

So sprach er: — Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe, denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille, brüderliche Wesen, und nahm zu an Größe, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater hielt die Worte des Kindes in seinem Herzen und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben.

Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe! —

Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück in seine Heimath, und seine Seele war voll Hoffnung, denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Eltern und Brüder nicht gesehen. Deshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es ward sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, da verirrte er sich auf seinem

Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: Ach, möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollte ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er und stand still und harrete eines Führers. —

Die Erkenntniß des Irrthums ist der erste Schritt zur Wahrheit, und sie machet den Menschen geneigt, in Demuth dem Führer sich anzuvertrauen. Aber er stehet alsdann auch in Gefahr, dem Verführer in die Hände zu fallen und von dem falschen Lichte mißleitet zu werden.

* * *

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe, da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer däuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, Du Bote des Friedens! Du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Selbst der lieblichste Strahl des Morgenlichts dünkte mir nie so erfreulich, als dieses Licht, das doch nur wie ein Fünklein dagegen zu vergleichen ist. —

Also ist der Mensch. In dem Dunkel der Nacht erkennet er den Werth des süßen Lichts; in der Einöde den lieblichen Ton des menschlichen Grußes; in der Noth den freundlichen Druck der brüderlichen Hand.

* * *

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne und meinte den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe, es war ein Irrlicht, das, aus Sümpfen geboren, über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte rüstig hinan, und schwebte am Rande des Abgrundes — da erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: Halt, oder Du bist ein Kind des Todes! — Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. — Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! — Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennst Du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer in's Verderben locket! Nicht die Natur hat es geboren, sondern unterirdische, böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den verfluchten nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichts nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß! Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

So flucht der gesunde Menschensinn selbst in der rohen Sage des Volks, dem gleißenden Trug, der den holden Glanz der Wahrheit nachäffet. Er fühlet es, daß nur vom Himmel der reine Strahl hernieder komme, und nennet den Trug und Lug nicht ein Erzeugniß der gütigen Natur, sondern eine Geburt höllischer Geister. Nur Mißleitung und langes Irrsal in dunkler Nacht vermag

sein Herz und Auge der Wahrheit zu verschließen, daß er dem Truge folge, wie dem Licht.

* * *

Das Irrlicht war erloschen und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber verwunderte sich und sagte: Gott hast Du zu preisen, daß es sich so fügen mußte, daß ich eben im Kahn auf dem Gewässer mich befand. Aber wie sollte der Mensch seinen Bruder im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? —

Also denkt der einfache, unverderbte Mensch, und kann es nicht ahnen, daß der eigensüchtige Trug, der sich Weisheit nennt, ihn mißleiten wolle, und gibt sich willig ihm hin. Aber die Quelle des Irrthums lieget nicht im Volke, sondern in seinen selbstsüchtigen Führern. —

* * *

Darauf bezeichnete der gutmüthige Fischer dem Pilger den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Er ging, und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von Ferne durch das Fenster das süße heimathliche Licht mit verborgenem und bescheidenem Glanz entgegen, — ihm doppelt süß, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an und das Pförtchen öffnete sich, und

Vater und Mutter und die Brüder hingen an seinem Halse und küßten ihn und weinten vor Freuden.

Das Goldstück.

Der einzige Sohn und Erbe eines steinreichen Mannes ließ auf den Tod seines Vaters ein großes und herrliches Schaustück prägen. Das Gold pries in vielen schönen Sinnbildern und Worten die Verdienste des Verstorbenen.

Darauf am Tage des prächtigen Leichenbegängnisses verschenkte der reiche Sohn und Erbe eine Anzahl dieser kostbaren Schaumünzen unter Verwandten und Freunden. Alle priesen die Großmuth des Gebers, die Schönheit des Goldstücks und die Verdienste des Verstorbenen.

Selbst ein ärmerer, jedoch naher Verwandter, der durch Schiffbruch sein Vermögen eingebüßt hatte, wurde nicht ausgeschlossen von der gemeinsamen Familiengabe, und man lobte unter einander die Herablassung des Erben.

Aber nicht lange darauf erfuhr der reiche Erbe und bald auch die ganze Stadt, daß der Ver-

wandte seine empfangene Schaumünze veräußert habe.

Das ist entsetzlich! — sagte der reiche Sohn, stand entrüstet auf von der köstlich besetzten Tafel — entsetzlich! ein solches Familienstück in fremde Hände zu geben. Ich gab es aus Mitleid, aber nun sehe ich ein, ich habe es an einen Schlechtdenkenden verschwendet.

Ein satanischer Undank! schrie ein Priester und stampfte dabei das leere Glas auf den Tisch.

Er hat dadurch, fuhr der Stadtrichter mit bedächtigem Tone fort, offenbar allen Ansprüchen auf Verwandtschaft förmlich entsagt, so wie ein Edelmann durch ein Verbrechen Adel und Wappen verwirkt!

Ein Anfall von Wahnsinn! — sagte der Hausarzt, der einen Kapaun zerlegte.

Jammerschade um das schöne Gepräge und feine Gold! hub ein alter Wucherer an. Es wird ihm für jeden Preis feil gewesen seyn! —

Wer weiß, worauf er den Ertrag verwendet haben mag! — setzte grinsend ein entnervter Wollüstling hinzu.

Ach! wie tief der Mensch doch sinken kann! seufzte ein empfindelnder Scheinheiliger.

So war an der köstlichen Tafel des Reichen nur eine Stimme der Verdammung, und jeder Gast trug sie in sein Haus und die Stadt.

Da erschien der Verbrecher selbst vor dem Sohn und Erbe des steinreichen Mannes mit blassen abgehärmten Wangen.

Ein neuer Unfall, begann er, raubte mir auch noch den Rest meines kleinen Vermögens. Der Gram warf meine Gattin auf das Krankenbett, meine armen unschuldigen Kinder weinten um Brod — da gedacht' ich des einzigen sorgsam bewahrten Goldstücks — ich nahm es, und nun sagt die Welt... Hier vermochte er nicht weiter zu reden vor Wehmuth, er verstummte.

Aber der reiche Erbé wandte sein Angesicht von ihm weg und verließ ihn.

Der Wein.

Auf der herrlichen Insel Chios lebte in alter Zeit ein edelgesinnter Mann, der aus dem Lande Asien hinübergekommen war und sich daselbst eine Wohnung erbaut hatte, nicht fern vom Gestade des Meeres. Auch hatte er hier an den sonnigen Hügeln Weinreben gepflanzt, die köstliche Frucht seines Vaterlandes. Diese wuchsen schöner, als er gedacht, und brachten den herrlichen Wein, den man Chierwein nennet, den schönsten, den Griechenland und die Inseln erzeugen.

Der Mann aber, — Philon hieß sein Name — war fromm und liebte die Menschen. Deshalb dachte er bei sich selbst, wie er dem guten Wesen, das die Erde befruchtet und die Menschen ernähret, seinen Dank bringen möchte für die herrliche Gabe des Weines und den süßen Segen seiner Reben.

Da sprach er: Er hat mir Gutes erzeigt und mein Herz erfreut, ich will wiederum anderen Menschen Gutes erweisen und ihr Herz erfreuen. Das möchte wohl das beste Dankopfer seyn, das ich dem Wesen, das nichts bedarf, zu bringen vermag.

So sprach er und that also, und erfreute und labte die Kranken und Traurigen rings umher.

Und die Kranken und Traurigen priesen die Kraft des Weines und sagten: Es ist eine Gabe Gottes: Aber noch mehr priesen sie die Güte und Wohlthätigkeit des Mannes. Denn sie sprachen: Er ist ein Mann Gottes!

* * *

Eines Tages war ein Sturm auf der See, und das Meer ging hoch und brausete. Da schwankte in der Ferne ein Schiff, und die Schiffer zitterten und zagten vor der Gewalt des Sturmes. Philon aber stand am Gestade voll Angst und Mitleid. Denn der Sturm nahm überhand und das Schiff trieb gegen die Insel Chios. Ringsumher aber

waren viele Klippen unter dem Meer. Da trieb das Schiff gegen die Klippen und borst mitten entzwei, und ward verschlungen von den Wellen. Aber die Schiffleute retteten sich und schwammen auf Brettern, und die Wellen warfen sie an das Gestade. Nur der Schiffsherr und der Steuermann waren blutrünstig an Haupt und Gliedern, denn die Wellen hatten sie gegen die Felsen geworfen.

Da gebot Philon, sie in sein Haus zu tragen, und goß Wein und Oel in ihre Wunden und erquickte sie mit dem ältesten und edelsten Saft seiner Reben. Und sie begannen zu genesen und schlummerten. Denn die Kraft des Weines stärkte und erquickte sie.

Zu dem Schiffsvolk aber sprach er: Gehet auch Ihr jetzt hinein in meine Wohnung, auf daß Euch Brod und Wein die Fülle gereicht werden. Und seinen Dienern befahl er, ihnen Brod und Wein zu reichen. Und es geschah also.

Darauf führte er die Edlern des Schiffes, reisende Schüler des weisen Pythagoras, unter die Citronen und Palmen seines Gartens, und labete sie mit seinem Weine. Und als ihr Herz erwärmet war, da öffneten sich ihre Lippen und sie redeten von Gott, von der Bestimmung des Menschen und der unsterblichen Dauer der Seele, und stimmten Lobgesänge an, und ihre Seelen flossen in einander, so wie der Saft der Beeren in einander fleußt und einen köstlichen Trank bildet.

So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

* * *

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung hinüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Philon sammt den weisen Männern auf und liefen hinein und erschraken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffsvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff von Blut der Erschlagenen und Verwundeten, und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse. —

Da ergrimmte Philon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist das der Dank für meine Güte, daß ich Euch von dem herrlichsten Getränk gereicht habe, das Ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, die Euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig unter meinem Dache zu wohnen und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! —

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die Andern aber führte er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes dem freveln-

den Mißbrauch der entarteten Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die ihn erzeugte, und deren Glanz aus ihm hervorleuchtet, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

* *
*

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zum Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande ist sie ein Baum des Lebens.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde, wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zum andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

* *
*

Siehe dort, sagte Damon, den Ephen, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie der Gott der Reben, geschmückt mit dem Epheukranz.

So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

* * *

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung hinüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Philon sammt den weisen Männern auf und liefen hinein und erschraken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffsvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff von Blut der Erschlagenen und Verwundeten, und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse. —

Da ergrimmte Philon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist das der Dank für meine Güte, daß ich Euch von dem herrlichsten Getränk gereicht habe, das Ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, die Euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig unter meinem Dache zu wohnen und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! —

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die Andern aber führte er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes dem freveln-

den Mißbrauch der entarteten Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die ihn erzeugte, und deren Glanz aus ihm hervorleuchtet, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

* *
*

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zum Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande ist sie ein Baum des Lebens.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde, wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zum andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

* *
*

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie der Gott der Reben, geschmückt mit dem Epheukranz.

So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

* * *

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung hinüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Philon sammt den weisen Männern auf und liefen hinein und erschraken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffsvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff von Blut der Erschlagenen und Verwundeten, und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse. —

Da ergrimmte Philon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist das der Dank für meine Güte, daß ich Euch von dem herrlichsten Getränk gereicht habe, das Ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, die Euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig unter meinem Dache zu wohnen und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! —

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die Andern aber führte er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes dem freveln-

den Mißbrauch der entarteten Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die ihn erzeugte, und deren Glanz aus ihm hervorleuchtet, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

* * *

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zum Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande ist sie ein Baum des Lebens.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde, wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zum andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

* * *

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie der Gott der Reben, geschmückt mit dem Epheukranz.

Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob 'er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube! — Die Jünglinge sahen sich an, und sprachen: Schön ist das Bild, und lieblich schmückt der frische Epheu den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, durch Liebe sich selbst veredelnd, das Zarte und Schwache. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

* * *

Siehe, dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die schönste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seyd auch ihr uns dankbar gesegnet im nützlichen Bunde! — Aber ist es nicht ein Bund, von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Gewinn ist sein Ziel. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben beladen, die Zweige des stützenden Baumes zerreißen, und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

* * *

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen

die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebende Eichen, widerstehen sie gemeinsam dem Sturm, und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Und statt der Antwort umarmten sie sich im Schatten der männlichen Eichen.

Der Bienenstand.

In einer Stadt lebte ein edler menschenfreundlicher Mann, dem ging es zu Herzen, daß die Kinder der Armuth so blindlings aufwuchsen und ihre Tage zu Müssiggang verlebten. Da sprach er zu sich selber: Ich will sehen, daß ich dem abhelfe! So verwendete er seine Kenntnisse und sein Vermögen, um sein schönes Beginnen auszuführen. Aber die Menge war so verderbt, das Uebel zu groß und die Kräfte des Einzelnen zu gering, um das wohlthätige Werk zu vollenden. Es mißlang.

Da spotteten die Menschen des menschenfreundlichen Mannes, und sagten: Wie fein hat er sein Werk vollendet. Nun ist er selbst ein Armer ge-

worden! Einige aber sagten: Er hat Ehre und Gewinn gesucht, und Schimpf und Schaden gefunden. So sprachen sie und rümpften die Nase über ihn.

Denn der große Haufe der Menschen, unfähig in sich selbst das Edle zu empfangen, suchet die Handlungen Anderer auf dem nämlichen sumpfigen Boden, aus welchem er seine eigenen hervorbringt, und richtet das Gute nicht nach seinem innern Werth, sondern nach dem Erfolg.

Auch verließen ihn seine Freunde. Denn es waren Tischfreunde.

* *
*

Darüber ward der Menschenfreund betrübt in seinem Herzen, und beschloß, die Menschen zu verlassen, und sich in eine einsame Gegend zurückzuziehen. So bauete er sich eine Hütte und pflanzte einen Garten fern vom Gewühl der Stadt, in einer stillen Gegend. Hier befreundete er sich mit den Pflanzen des Gebirges und mit den Vögeln des Waldes. Aber noch fühlte er sich nicht glücklich. Er forschte in sich selber und sprach: Ich muß etwas neben mir haben, das treulich mich liebe und die Wahrheit und Treue mir zeige, die sich bei den Menschen so selten findet. Dazu gab uns ja der Himmel das treueste unter den Thieren. — Er ging und brachte einen Hund in seine Hütte, und gab ihm einen Namen. Nun hatte er einen Begleiter und Genossen in seiner Einsamkeit.

* *
*

Als er nun eines Morgens in dem nahen Gebüsch wandelte, da sprach er zu sich selbst: Lebe ich doch im Schooße der Natur — und dennoch ist eine Lücke in meinem Gemüthe. Was könnte mir noch fehlen? — Indem er so redete, ward er eines Vögleins gewahr, das seine Jungen im Neste verpflegte. — O, rief er darauf, ein neuer Wink!

der Mensch muß etwas haben, das er mit Sorgfalt verpflege!

So legte er sich einen Bienenstand an neben seiner Hütte.

* * *

Nun saß er Stunden und Tage lang in seiner Bienenhütte und bewunderte spähend die Thätigkeit und den Fleiß des kleinen Völkchens und entdeckte neue Wunder in diesem thätigen Haushalt und Wirken, und die Bewunderung erfüllte sein Herz, und er schauete um sich, wem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen könnte. Und sein Hund blickte ihn freundlich an, aber er verstand ihn nicht. Da stand er auf und ging, und suchte die Wohnungen der Landleute auf, wo Bienenhütten standen. Und sie nahmen ihn gerne auf, hörten ihm zu, besuchten ihn und lernten von ihm.

So führte ihn die Natur und Wahrheit wieder zu den Menschen zurück, von welchen ihn Kunst und Fälschheit entfremdet hatte. Und er lehrete sie Manches von den Bienen, was sie bisher nicht gewußt hatten. Und wenn er aufgehört hatte von den Bienen, dann redete er von der Bestimmung und dem Ziele der Menschen. Die Landleute aber glaubten ihm das Eine wie das Andere und gewannen ihn lieb, und priesen ihn als ihren Wohlthäter.

Inhalts-Verzeichniß.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Inhalts-Verzeichniß.



Inhalts-Verzeichniß.

Jacobi, Friedrich Heinrich, / Krummacher, Gottfried Daniel / Krummacher, Gottfried Daniel

Geist aus den philosophischen Werken F. H. Jacobi's Anhang: Parabeln von Krummacher

Hildburghausen [1870]